

Catherine Shepherd

Tiefschwarze Melodie

Zons-Thriller · Band 5

LESEPROBE

Copyright © 2015 Kafel Verlag, Inh. Catherine Shepherd
Alle Rechte vorbehalten.

Prolog

Seine Hände glitten über die Tasten des Instruments, als streichelten sie den Körper einer Geliebten. Die Fingerspitzen vibrierten bei jeder Berührung und der Klang der Melodie drang direkt in sein Herz. Er kannte die Noten auswendig und er hätte dieses Lied jederzeit aus dem Tiefschlaf heraus spielen können. Am liebsten hörte er die Klänge auf einem Klavier oder noch besser auf einem Flügel, doch heute war ihm dieser Genuss nicht vergönnt. Seine Finger schwebten über den Tasten eines Keyboards, das er extra für diesen Anlass mit hierher gebracht hatte. Er bewegte seinen Oberkörper im Rhythmus, die Augen fest geschlossen. Die Lautstärke hatte er auf die höchste Stufe gestellt. So konnte er die Schreie der Frau, die hinter ihm gefesselt auf dem Bett lag, zunächst kaum hören. Doch das würde sich gleich ändern.

Die Melodie näherte sich einer langsamen Passage, die sehr viel Gefühl von ihrem Pianisten verlangte. Er hoffte, dass die Frau den Mund halten würde, sobald er an diese Stelle seines Stücks kam. Überhaupt wunderte es ihn, wie wenig diese Frau seine herrliche Musik genoss. Es war eine Komposition, die seit Hunderten von Jahren existierte und unmittelbar das Herz ihrer Zuhörer berührte. Zumindest erging es ihm so. Er spielte diese Melodie heute nur für sie, doch dieses undankbare Geschöpf wollte seine Mühen einfach nicht würdigen. Aus seiner Kehle drang ein tiefer Seufzer, als er dem Höhepunkt seines Stücks näher kam. Gleich würde der

Zauber der Liebe entstehen und sein Herz zum Schlagen bringen.

Seine Finger wurden langsamer und allmählich verwandelte sich der klopfende Rhythmus in ein zartes Säuseln, das an einen leichten Sommerregen erinnerte. Die Frau hinter ihm bemerkte die Veränderung und hielt inne. Benommen sog er die stickige Luft des winzigen Raumes ein und konnte sein Glück kaum fassen. Die Frau war ruhig und lauschte seiner Melodie. Doch der Genuss hielt nicht lange an. Als er das Tempo weiter verlangsamte, zerstörte sie mit einem gellenden Schrei den Rausch, in den er gerade eintauchen wollte.

Er neigte den Kopf zur Seite und betrachtete sie aus dem Augenwinkel. Sie lag da, vollkommen nackt mit weit gespreizten Beinen, die an den Bettpfosten festgebunden waren. Ihre schweißnassen Haare klebten am Kopf und verwandelten sie in eine hässliche, dumme Gans. Abrupt drehte er sich weg und wechselte die Geschwindigkeit zurück ins Allegro. Er spürte, wie die aufkeimende Wut in ihm immer stärker wurde und schlug wild auf die Tasten seines Keyboards ein, die jetzt nicht mehr sanft säuselten, sondern bei jeder seiner Berührungen ächzend aufschrien. Er hatte den Takt verloren. Seine Melodie stolperte wie die stümperhafte Tonfolge eines Anfängers durch den Raum, die Dissonanzen krochen ins Ohr und sorgten für ein grausames Stechen mitten im Hirn. Die Schmerzen schwollen zu einem ohrenbetäubenden Pfeifen an, das ihm fast die Sinne raubte. Er schüttelte sich, während er immer weiter auf das

Instrument einhämmerte. Er wollte dieses grässliche Geräusch aus seinem Kopf vertreiben. Plötzlich bewegten sich die Wände auf ihn zu und schrumpften den ohnehin schon winzigen Raum auf unerträgliche Enge.

Seine Brust schnürte sich zusammen. Er rang nach Luft, war jedoch unfähig zu atmen. Sein Brustkorb war wie versteinert und so sehr er auch versuchte einzuatmen, seine starren Rippen ließen den Sauerstoff nicht mehr in die Lungen strömen. Ihm wurde schwarz vor Augen. Die Wände schienen ihn einzukeilen. Mit letzter Kraft hieb er die Faust auf das Keyboard. Er traf den Schieber, der das Instrument in den Automatikmodus versetzte, so dass es seine Melodie einfach weiterspielte, als wäre nichts gewesen. Vor seinem geistigen Auge erschien seine Mutter. Sie hatte den Zeigefinger drohend erhoben und drängte ihn hinaus in den Flur. An der Treppe riss sie wütend die Tür zu der kleinen muffigen Abstellkammer unterhalb der Stufen auf und trieb ihn vorwärts. Verzweifelt krallte er sich an ihrer Bluse fest. Seine Fingerknöchel verfärbten sich vor Anstrengung. Doch seine Mutter ließ sich nicht beirren und stieß ihn unsanft in die dunkle Kammer hinein. Er stolperte, schrie und landete weinend mit den Knien auf dem harten Boden. Die Bluse hatte er losgelassen. Ein einzelner Knopf rollte über die kalten Fliesen.

»Nein. Lass mich hier raus, Mutter.« Seine Stimme war um eine ganze Oktave höher als sonst. Mit den Fäusten hämmerte er an die dicke Holztür, die jedoch keinen Zentimeter nachgab. Zwischen seinen Hieben erklang die

Melodie. Ihre sanften Töne griffen mit seidigen Fingern nach ihm, legten sich um seinen Hals und drohten ihn langsam zu ersticken. Seine Schreie verstummten, doch mit den Händen schlug er weiter auf die Tür ein. Jeder Schlag schmerzte und riss die Haut auf. Blut verschmierte das dunkle Holz und benetzte die alten Krusten, die sich dort im Laufe der Zeit gebildet hatten. Er konnte sie nicht sehen, aber fühlen. Blut, das in unregelmäßigen Mustern auf der Tür getrocknet war und jetzt eine Landschaft aus Kratern und langgezogenen Tropfen bildete. »Stopp.«

Die eigene Stimme ließ ihn ruckartig hochfahren. Das Trugbild verschwand. Er drehte sich um. Schweiß lief ihm über die Stirn und brannte in seinen Augen. Er zwinkerte und wischte sich fahrig die Tropfen aus dem Gesicht. Die Frau lag noch immer auf dem Bett. Nackt, mit obszön gespreizten Beinen und weit aufgerissenen Augen. Augen, die ihn ängstlich und vorwurfsvoll anblickten. Genauso vorwurfsvoll wie die seiner Mutter. Ihr Mund öffnete sich zu einem verzerrten Schrei, der ihm bis ins Mark drang. Ein Zittern durchlief seinen Körper, als er sich mit wackligen Beinen dem Bett näherte. Die Frau zerrte wie verrückt an ihren Fesseln.

Dummes Ding, fuhr es ihm durch den Kopf. Je mehr sie an den Stricken zog, umso fester wurden die Knoten. Er schloss die Augen und konzentrierte sich wieder auf die Melodie, die ohne Unterlass aus dem Keyboard drang. Er schluckte. Die Starre, die ihn bis eben am Atmen gehindert hatte, war aus seinem Brustkorb gewichen. Gierig schnappte er nach Luft und bewegte sich dabei im Takt der Musik. Immer heftiger

schwang er im Rhythmus mit, ganz darauf konzentriert, jede einzelne Note dieses grandiosen Stücks in sich aufzusaugen. Die Schreie der Frau störten ihn nicht mehr. Solange er die Augen geschlossen hielt und ihre hässliche Visage nicht sah, bildete er sich ein, dass ihre Schreie dem Takt der Musik folgten. Sie komplettierten geradezu seine Komposition, an der er jahrelang gearbeitet hatte.

Es war nicht einfach gewesen, dieses uralte Werk zu vollenden. Ihm die Perfektion zu verleihen, die diese Melodie unvergesslich machte und ihr die Macht über die Zuhörer verlieh, die sie verdient hatte. Er warf die Arme hoch und ließ sie im Rhythmus wieder fallen. Er saß rittlings auf der Frau, die Augen weiterhin geschlossen und vollkommen versunken in der Welt der Töne.

Erst als die Wiederholung einsetzte, öffnete er die Augen einen Spalt und bewunderte das rote Muster auf der Wand vor ihm. Ein zufällig entstandenes Ornament aus Spritzern und Rinnsalen, wie es nur Gott erschaffen konnte. Das Rot war noch feucht und glänzte im spärlichen Licht der unscheinbaren Deckenleuchte. Seine Knie triefen vom Blut, das sich nicht nur an der Wand, sondern auf dem ganzen Bett und dem Boden ausgebreitet hatte. Die Frau unter ihm war verstummt; nur ihre Augen waren immer noch weit aufgerissen. Die Furcht in ihnen war einer kalten Starre gewichen. Endlich war auch das Vorwurfsvolle aus ihrem Blick verschwunden.

Erleichtert sank er zur Seite, das blutige Messer weiterhin fest in der rechten Hand. Ein Augenblick verstrich, bevor er

aufstand und zum Keyboard zurückging. Er schaltete das Gerät ab und wunderte sich einen Moment lang über die friedliche Stimmung, die die plötzliche Stille mit sich brachte. Dann zog er seinen Overall und die Gummihandschuhe aus, verpackte gewissenhaft sein Instrument in einer Reisetasche und verließ lautlos das dunkle Appartement. Verborgen von den Schatten der Nacht erreichte er unbemerkt die Hauptstraße, die ihn unmittelbar zu seinem nächsten Ziel führen würde. Seine Füße bewegten sich fortwährend im Takt der Melodie, die noch vor wenigen Minuten das jetzt totenstille Appartement erfüllt hatte.

I

Es war das schönste Geschenk, das Jakob in seinem ganzen Leben bekommen hatte. Beinahe zärtlich strich er über die hölzernen Rundungen der Laute, die er zu seinem zwanzigsten Geburtstag erhalten hatte. Sie hatte wunderschöne Verzierungen an den Seiten und war aus besonders wertvollem Holz gefertigt. Es war eine Laute mit birnenförmigem Korpus und fünf Saitenpaaren, die mit einem Federkiel gespielt wurde. Seine Mutter hatte das Instrument bei einem berühmten Lautenmacher in Köln erstanden. Die Anschaffung war sehr teuer gewesen, doch Jakob wusste, dass er seiner Mutter alles bedeutete. Er war ihr einziges Kind und schon immer hatten sie eine ausgesprochen enge Verbindung gehabt, die die anderen Familienmitglieder bereits als unnatürlich empfanden.

Jakob ergriff den Federkiel und zupfte zart an den Saiten. Ein hoher Ton brachte das Holz zum Vibrieren. Die Saiten waren aus Schafdarm gemacht und leicht zu stimmen. Jakob liebte die höheren Töne. Sein Vater bezeichnete ihn oft als missraten, weil er nicht nur einen schwächtigen, fast mädchenhaften Körper hatte, sondern auch all die Dinge mochte, die eher das weibliche Geschlecht bevorzugte. Schon als kleiner Junge war er wegen seiner großen blauen Augen und der blonden Locken häufig für ein Mädchen gehalten worden. Sein Vater Henrich Heckhoven hatte dennoch nichts unversucht gelassen, aus Jakob einen richtigen Jungen zu machen. Er lehrte ihn früh in der Kampfkunst und nahm ihn, so oft es möglich war, mit auf die Jagd. Doch Jakob hatte wenig Talent im Umgang mit Pfeil und Bogen und sein zartes Gemüt konnte den Anblick von Blut nicht ertragen. Regelmäßig schwanden ihm die Sinne, sobald er gezwungen war, ein totes Tier vom Waldboden aufzunehmen. In Henrichs Augen war Jakob eine Schande für die Familie.

Mutter Johanna hingegen hatte im Sohn einen echten Seelenverwandten gefunden. Jakob konnte geschickt mit Pinsel und Farben umgehen, besaß ein geübtes Auge für schöne Dinge und war ein äußerst talentierter Musiker. Bereits mit vier Jahren hatte er auf einer kleinen Flöte zu spielen begonnen und seine Zuhörer verzaubert. Jetzt, mit zwanzig, konnte Jakob sogar eigene Melodien komponieren. Es gab Tage, da bedauerte er es inständig, dass seine Mutter ihn nicht ins Kloster geschickt hatte. Sein Vater wollte ihn schon im Alter von fünf Jahren ins Kloster nach Brauweiler

geben, doch Johanna verhinderte das. Sie flehte Henrich auf Knien an, und nach ein paar Wochen gab er auf. Ihm war klar geworden, dass er Johanna das Herz brechen und sie ihn den Rest seines Lebens nicht mehr bei sich liegen lassen würde. Henrich hatte sich ihren Wünschen gefügt und Jakob bei seiner Mutter gelassen.

Zunächst war Jakob froh darüber gewesen. Die Mönche in ihren dunklen Kutten jagten ihm Angst ein. Doch später, als er ihren Gesang und das Orgelspiel zum ersten Mal gehört hatte, war ein Stich durch sein Herz gegangen. Er hatte sich gewünscht, mit ihnen zu singen und seine Finger über die schweren Tasten der Orgel gleiten zu lassen. Abermals ließ er den Federkiel über die Saiten streifen und genoss die hohen Töne, die wie von Zauberhand aus dem bauchigen Körper der Laute emporstiegen. Sie drangen in sein Ohr und entfachten ein unbeschreibliches Glücksgefühl in seinem Inneren.

»Verdammt, Jakob, wo zum Henker steckst du schon wieder?«

Die strenge Stimme seines Vaters schreckte ihn auf. Jakob hatte sich in das hintere Atrium des Hauses zurückgezogen. Außer seiner Familie wohnte seine Tante Emma mit ihren beiden Töchtern und ihrem Ehemann in dem riesigen, verwinkelten Haus. Der hintere Innenhof, der an den Garten eines Wirtshauses angrenzte, war abgelegen und Jakobs Lieblingsplatz. In diesem Hof stand der hauseigene Brunnen, eine echte Seltenheit in Zons. Es gab mehrere öffentliche Zisternen innerhalb der Stadtmauern, aber die wenigsten Zonser Bürger konnten sich einen eigenen Hausbrunnen

leisten. Das sachte Plätschern des Wassers beruhigte Jakob und schenkte ihm die schönsten Melodien, wenn er nur genau hinhörte. Oft saß er bei Regenwetter hier. Auch dann schob er den schweren Holzdeckel von der Brunnenöffnung und lauschte dem Regen, dem Aufprall der einzelnen Tropfen und ihrem Säuseln, wenn sie auf der Wasseroberfläche zerstoben. Doch die Stimme seines Vaters hatte die Harmonie dieses Ortes abrupt zerstört. Ängstlich wandte Jakob den Kopf. Er wagte kaum, seinem Vater in die Augen zu sehen.

»Warum bist du nicht am Mühlenturm?« Es klang mehr wie eine Drohung als eine Frage. Jakob hielt den Blick gesenkt. Alles, was er sehen konnte, waren die Lederschuhe seines Vaters. Krampfhaft überlegte er, was sein Vater mit dem Mühlenturm meinte. Dann fiel es ihm siedend heiß ein. Heute hatte er sich bei Bastian Mühlenberg von der Zonser Stadtwache vorstellen sollen. Sein Vater hatte vor einigen Wochen mit Mühlenberg gesprochen. Er wollte, dass Jakob in die Stadtwache eintrat und sich endlich ein eigenes rechtschaffenes Leben aufbaute. Jakob war jedoch so mit seiner neuen Laute beschäftigt gewesen, dass er nicht an die Verabredung gedacht hatte.

»Es tut mir leid, Vater. Ich habe es vergessen.« Jakobs Stimme glich einem zittrigen Hauch. Er wusste, was ihn jetzt erwartete. Noch ehe er den Blick heben konnte, traf ihn die flache Hand des Vaters im Gesicht. Der brennende Schmerz ließ Jakob zusammenzucken. Er sank auf die Knie und hielt schützend die Hände über den Kopf. Schon prasselte der

nächste Schlag auf ihn nieder. Diesmal war es ein Fausthieb, dem er rechtzeitig ausweichen konnte.

»Du tust gefälligst, was ich von dir verlange! Wie kannst du es wagen, dich mir zu widersetzen?«

Henrich brüllte so laut, dass jeder im Haus es mitbekommen musste. Jakob konnte nicht mehr denken. Er krümmte sich so gut es ging zusammen und hoffte, dass sein Vater sich bald an ihm ausgetobt hatte. Die Laute hatte er zwischen die Rosenranken am Brunnen geschoben. Er konnte nur beten, dass sein Vater sie nicht entdecken würde. Obwohl Jakob mittlerweile ein junger Mann war, kam es ihm nicht in den Sinn, sich gegen den Vater zur Wehr zu setzen. Henrich war trotz des fortschreitenden Alters groß und kräftig, und Jakob hatte ihm mit seiner zarten Gestalt wenig entgegensetzen. Die Hiebe prasselten unerbittlich auf ihn nieder. Schmerz flutete seinen ganzen Körper. Wie ein Hexenfeuer drohte er, ihn zu verbrennen. Die Rippen krachten.

»Vater, ich will Euch doch gehorchen«, kreischte Jakob verzweifelt. »Bitte, lasst von mir ab.«

Doch Jakobs Worte erreichten Henrich in seiner Wut nicht. Er schlug wie von Sinnen auf den Sohn ein. Der Schmerz riss Jakob in die Dunkelheit hinab. Blitze zuckten durch die Schwärze, dann verschwanden auch sie und nahmen das letzte Licht mit, als Jakob das Bewusstsein verlor.

...

Er hörte seine Melodie. Eine zarte Weise, die dem Plätschern des Regens im Brunnen glich. Sanft tropften die Töne auf Jakob nieder und holten ihn behutsam aus der Dunkelheit. Er stöhnte leise.

»Jakob, mein Sohn. Wie geht es dir?«

Jakob erkannte die Stimme seiner Mutter. Er schluckte schwer. Statt zu antworten, ließ er sich von der Melodie treiben, die in seinem Kopf schwebte und ihn heilsam einlullte. Er leckte sich über die trockenen Lippen. Langsam begann sein Körper zu erwachen, und mit dem Leben, das in ihn zurückkehrte, kam auch der Schmerz wieder.

»Du bist wieder in Ohnmacht gefallen, mein Liebling.« Seine Mutter flüsterte. »Du warst fast einen ganzen Tag nicht bei Sinnen und das, obwohl ich dich sofort von deinem Vater erlöst habe.«

Jakob horchte in seinen Körper hinein. Er spürte eine dicke Beule an seinem Hinterkopf, die geschwellenen Rippen am Rücken und etliche Prellungen an Armen und Beinen. Es fühlte sich nicht so an, als wenn seine Mutter rechtzeitig da gewesen wäre, um ihn zu retten. Vielmehr nahm er die schmerzhafteste Zerstörung wahr, die sein Vater angerichtet hatte. Wenigstens war diesmal kein Knochen gebrochen. Diesen Schmerz kannte er nur zu gut. Ein starkes Stechen, das von einem unheilvollen Puckern begleitet wurde. Er erinnerte sich noch genau an die Pein, als sein Vater ihm einen Finger gebrochen hatte. Monatelang hatte Jakob in der Angst gelebt, nie wieder richtig ein Instrument spielen zu können. Nur den Heilkünsten des Zonser Arztes Josef

Hesemann hatte er es zu verdanken, dass der Finger nicht steif geblieben war.

»Wo ist meine Laute?«

Die Sorge um seinen neuen Schatz war mit einem Mal so groß, dass Jakob den Schmerz verdrängte und sogar die Augen öffnete. Seine Mutter Johanna betrachtete ihn ernst. In ihre Stirn hatte sich eine tiefe Sorgenfalte gegraben. Doch dann lächelte sie und hielt ihm die Laute vors Gesicht.

»Ich dachte mir schon, dass du danach fragst. Sie ist unversehrt.«

Jakob streckte die Hände nach dem Instrument aus und berührte sie ehrfurchtsvoll.

»Es ist das schönste Geschenk, das Ihr mir je gemacht habt, Mutter.«

Da er den Federkiel nicht zur Hand hatte, zupfte er mit den Fingern an den Saiten. Es war nur eine kurze Klangfolge, doch sie kam aus seinem tiefsten Herzen. Johanna atmete tief.

»Mein lieber Jakob, wie schön du doch spielen kannst.« Ihr kurzes Lächeln wich einer ernsten Miene, in der sich erneut die scharfe Sorgenfalte zeigte.

»Ich habe mit Josef Hesemann über deine Ohnmachtsanfälle gesprochen. Er sagt, er könne nichts dagegen tun.« Sie schüttelte traurig den Kopf.

»Ach Mutter, die Ohnmacht begleitet mich schon mein ganzes Leben. Ich kann das ertragen.«

»Aber die Anfälle dauern immer länger an. Ich mache mir solche Sorgen, dass du eines Tages gar nicht mehr

aufwachst.« Sie strich ihm sanft über den Kopf. In ihren Augen glitzerte es verdächtig. Jakob richtete sich auf und ergriff ihre Hand.

»Es geht mir gut, Mutter. Macht Euch keine Sorgen.«

• • •

Eine Woche später war Jakob fast vollständig genesen. Zwar war sein Körper von einer ganzen Schar gelblich leuchtender Flecken verunstaltet, aber die abheilenden Prellungen und Blutergüsse taten längst nicht mehr so weh. Er hatte seinem Vater versprochen, sich bei der Zonser Stadtwache vorzustellen, und heute wollte er diesen Plan in die Tat umsetzen. Johanna, die jeden Tag seine Verletzungen mit einer Heilsalbe versorgt hatte, wollte ihn am liebsten nicht gehen lassen. Sie wusste genauso gut wie Jakob, dass er mit seinem zarten Gemüt überhaupt nicht in die Zonser Stadtwache passte. Doch Jakob war längst zu alt, um noch in ein Kloster aufgenommen zu werden und so schien dies der einzige Weg, der ihm für seine Zukunft offenstand.

Erst gestern hatte Jakob wieder einen Ohnmachtsanfall erlitten, aber glücklicherweise hatte es außer seiner Mutter niemand bemerkt. Die Nacht hatte ausgereicht, um ihn wieder vollständig zu Bewusstsein zu bringen. Trotz ihres Drängens wollte Jakob sein Vorhaben nicht noch einmal verschieben. Er konnte keine weitere Tracht Prügel von seinem Vater gebrauchen und außerdem zögerte sich mit einer erneuten Verschiebung das Unvermeidliche nur länger hinaus. Es gab für ihn kein Entrinnen und er musste hoffen,

dass Bastian Mühlenberg ihn trotz seiner schwächlichen Gestalt in die Stadtwache aufnahm.

Zögerlich pochte er an die Tür des kleinen Hauses, das direkt neben dem Mühlenturm stand. Bastian Mühlenberg war der jüngste Sohn des Zonser Müllers und von hünenhafter Gestalt. Er hatte ein ausgesprochen hübsches Gesicht, tiefbraune Augen und blonde Strubbelhaare. Was hätte Jakob dafür gegeben, ein solches Antlitz zu besitzen. Obendrein war Bastian nicht dumm. In der Zonser Stadtwache hatte er schon in jungen Jahren einige Morde und Fälle von Täuscherei aufgeklärt und die Täter ihrer gerechten Strafe zugeführt. Diese Erfolge hatte er weniger seinen Muskeln als seinem scharfen Verstand zu verdanken. Die Tür öffnete sich. Jakob biss die Zähne zusammen und ging ein letztes Mal die Worte durch, mit denen er Bastian Mühlenberg begrüßen wollte. Doch statt der erwarteten riesigen Gestalt öffnete eine zierliche Frau mit einem kleinen Mädchen im Arm.

Jakob blinzelte verwirrt, erlangte jedoch schnell seine Fassung wieder.

»Seid begrüßt, Marie. Ist Euer Gemahl zugegen?«

Marie schüttelte den Kopf. »Nein, er ist vor den Stadttoren und wählt gerade Burschen für die Stadtwache aus. Hat Euch Wernhart nicht Bescheid gegeben?«

»Nein, vor welchem Stadttor finde ich ihn?«

»Vor dem Feldtor. Sie treffen sich dort jedes Jahr im Wäldchen an der Weggabelung nach Stürzelberg.«

»Oh«, Jakob schlug sich an die Stirn. »Das hatte ich ganz vergessen. Mein Vater hat es mir zugerufen, doch ich war wohl zu sehr in meine Musik versunken.«

Marie schenkte Jakob ein mitleidiges Lächeln. Jakob machte kehrt und wollte gerade in Richtung Feldtor verschwinden, als sie ihn zurückrief.

»Habt Ihr Pfeil und Bogen dabei?« Sie deutete mit hochgezogenen Brauen auf seine leeren Hände. Jakobs Gefühlslage sank schlagartig auf einen Tiefpunkt. Er hatte tatsächlich auch Pfeil und Bogen vergessen. Dabei wusste er doch, dass der Umgang mit der Waffe zur Aufnahmeprüfung gehörte. Verzweifelt rieb er sich das Kinn. Er konnte jetzt auf keinen Fall nach Hause zurückkehren. Wenn er dort seinem Vater in die Arme lief, dann gnade ihm Gott.

»Wartet. Nehmt diesen hier.«

Maries Stimme riss Jakob aus seinen Gedanken. Erleichtert ergriff er den Bogen und die Pfeile, die Marie hinter der Holztür hervorgeholt hatte.

»Er ist schon alt und nicht mehr in Gebrauch, aber für Eure Zwecke sollte er reichen.«

Jakob bedankte sich bei Marie und rannte zum Feldtor. Der Vormittag war bereits weit fortgeschritten, und wenn er Bastian Mühlenberg noch antreffen wollte, dann musste er sich beeilen. Sein Blick glitt prüfend zur aufsteigenden Sonne. Nicht mehr lang und es würde zur Mittagsstunde schlagen. Jakob hastete durch das Feldtor, das zu dieser Tageszeit weit geöffnet war. Die Wachsoldaten nahm er kaum wahr. Er nickte nur knapp und hatte die Augen in die Ferne

gerichtet. An die Stadtmauern von Zons grenzten zunächst Felder und Wiesen, deren Ränder von hohen Bäumen gesäumt waren.

Der Frühling hatte längst Einzug gehalten und die Landschaft in ein buntes Durcheinander blühender Pflanzen getaucht. Jakob sehnte sich nach dem Sommer, der endlich lange Tage und wohltuende Wärme brachte. Doch in diesem Moment hatte er nur Augen für das kleine Wäldchen, das sich an die Felder in der Ferne anschloss. Die Sonne trug in ihrem noch kühlen Frühlingslicht bereits die Verheißung des Sommers in sich, und so kam Jakob unweigerlich ins Schwitzen. Er trug feine Lederstiefel und hatte einen dünnen Fellmantel über sein Wams geworfen. Ein untrügliches Zeichen für den Wohlstand der Familie, aus der er stammte.

Sein Vater Henrich Heckhoven war Zollschreiber in Zons. Ein Amt, das sowohl Vermögen als auch ein hohes Ansehen einbrachte. Immerhin hatte der Erzbischof Friedrich von Saarwerden vor über einhundert Jahren die Zollrechte von Neuss nach Zons verlegt, weil der Verlauf des Rheins sich über die Jahrhunderte verändert hatte. Die Lage von Zons war ideal. Keines der stromaufwärts getreidelten Schiffe konnte diese Stelle passieren, ohne Zoll zu entrichten. Die Stadt Zons nahm jedes Jahr eine stattliche Summe damit ein. Der Wohlstand, der mit diesen Zolleinnahmen einherging, war der Stadt und vielen ihrer Bürger deutlich anzusehen. In Zons gab es im Vergleich zu anderen benachbarten Städten die ältesten Menschen und eine geringe Kindersterblichkeit.

Kurz vor der Weggabelung blieb Jakob stehen und lauschte. Lautes Lachen. Er spähte in den Wald hinein, ohne jemanden zu entdecken. Abermals wehte das Lachen mehrerer Männer zu ihm hinüber. Das mussten die Männer der Stadtwache sein. Jakobs Herz klopfte bis zum Hals, trotzdem ging er weiter. Hinter dem Stamm einer dicken Eiche entdeckte er schließlich Wernhart, der gerade einen Pfeil aus einer Strohmatte, die am Fuße des Baumes angebunden war, herausriss.

»So werdet Ihr niemanden auf der Flucht aufhalten.« Sein Lachen hallte durch den Wald.

»Ihr habt noch einen letzten Versuch, wenn Ihr dann nicht näher in die Mitte trefft, müsst Ihr es im nächsten Jahr noch einmal probieren.«

Jakob stockte der Atem. Er hatte wenig Talent im Umgang mit Pfeil und Bogen und keinesfalls wollte er sich vor den Männern der Stadtwache blamieren. Bisher war er davon ausgegangen, mit Bastian Mühlenberg unter vier Augen sprechen zu können. Natürlich hätte er in jedem Fall seine Waffenkunst zeigen müssen, aber was Jakob da vor sich sah, glich einem Wettbewerb. Auf eine solche Situation war er überhaupt nicht vorbereitet.

Mehrere junge Burschen standen im Halbkreis vor einer Linie, die hastig mit Stroh ausgelegt worden war. Jeder von ihnen hielt Pfeil und Bogen in der Hand und zielte auf die Strohmatte, die als Zielscheibe diente. Die Entfernung zwischen den Bewerbern und dem Ziel maß mindestens achtzig Fuß. Ein Abstand, der hohe Konzentration und einen

sicheren Umgang mit Pfeil und Bogen erforderte, wenn man das Ziel in der Mitte treffen wollte.

Jakob spürte, wie Übelkeit in ihm aufstieg. Wenn er nicht traf, würde er sich der Lächerlichkeit preisgeben. Doch das war nicht das Schlimmste. Sein Vater würde ihn ohne Zweifel zum Krüppel schlagen, wenn er es nicht in die Stadtwache schaffte. Seine Mutter hatte jahrelang die schützende Hand über ihn gehalten, doch jetzt war er zu alt, um sich noch länger hinter ihrem Rock zu verstecken. Henrich würde ihrem Flehen nicht länger nachgeben.

Mit zittrigen Beinen ging Jakob auf Bastian Mühlenberg zu, der umringt von Mitgliedern der Stadtwache Punkte für die Schießkünste der einzelnen Kandidaten vergab. Als Jakob sich näherte, hob Bastian den Kopf und nickte ihm aufmunternd zu.

»Ihr seid spät dran, Jakob Heckhoven. Euer Vater hat ein gutes Wort für Euch eingelegt.« Bastian legte ihm zum Gruß die Hand auf die Schulter. »Wollt Ihr zunächst Eure Fertigkeiten im Umgang mit Pfeil und Bogen unter Beweis stellen?« Mit diesen Worten schob Bastian Jakob an die Strohlinie und winkte mit einer einzigen Handbewegung die anderen Bewerber zur Seite.

Jakobs Herz schlug bis zum Hals. Er hatte das Gefühl, kurz vor der nächsten Ohnmacht zu stehen. Er betrachtete die Gesichter der umstehenden Burschen, die ihn neugierig musterten. Ihr Raunen schwoll in seinen Ohren zu einem unheilvollen Rauschen an. Ihm wurde schwindlig, trotzdem rührte er sich keinen Zentimeter von der Linie weg.

»Atmet tief durch und fixiert mit den Augen das Ziel. Nur Mut.« Bastians freundliche Stimme und die Hand, die immer noch beruhigend auf Jakobs Schulter lag, milderten die Angst für den Augenblick. Er hatte jahrelang mit seinem Vater das Schießen geübt. Auch wenn er so gut wie nie einen Hasen oder Fuchs erlegt hatte, weil ihm lebende Ziele unheimlich waren und er den Bogen nicht gut genug kontrollieren konnte, so hatte er doch das eine oder andere Mal unbewegliche Ziele aus einer solchen Entfernung getroffen. Er redete sich gut zu und legte den Pfeil an. Jakob spannte den Bogen so weit, bis die Sehne schmerzhaft in seine Fingerkuppen einschnitt. Er zielte und ließ los. Der Pfeil schoss zitternd durch die Luft. Seine Flugbahn glich der eines sterbenden Vogels. Zunächst ging der Pfeil beinahe senkrecht in die Luft, drehte sich dann, geriet ins Schleudern und landete schließlich im Waldboden neben der Strohmatte. Belustigendes Gelächter erhob sich und Jakob schoss augenblicklich Schamröte ins Gesicht. Er hatte den Bogen beim Loslassen der Sehne verzogen. Das Ergebnis war katastrophal.

»Ihr solltet nicht so viel Musik für die Nonnen spielen, sondern Euch lieber in der Schießkunst üben.« Der Satz kam von einem der Stadtsoldaten, dessen Namen Jakob nicht kannte. Bastian Mühlenberg baute sich neben Jakob auf und hob beschwichtigend die Arme.

»So schweigt auf der Stelle. Jeder Anwarter hat drei Versuche.« Bastian bedeutete Jakob fortzufahren.

Nervös legte Jakob erneut an und zielte. Diesmal traf der Pfeil den Rand der Matte. Ohne zu zögern nahm Jakob den letzten Pfeil und spannte den Bogen. Jetzt musste er treffen, wenn er nicht versagen wollte. Er fixierte sein Ziel und hielt die Luft an. Dann spannte er seinen Körper an und ließ die Sehne los. Der Pfeil schoss durch die Luft und blieb in der Strohmatte stecken. Die Mitte hatte er nur um wenige Zentimeter verfehlt. Das anerkennende Raunen der Männer verriet ihm, dass er beim dritten Mal gut gezielt hatte. Er ließ den Bogen sinken und drehte sich zu Bastian Mühlenberg um, der ihm freundlich zunickte.

»Trotzdem hat er zu wenige Punkte. Ein guter Schuss genügt nicht.« Der Einwand kam von einem der Anwärtler, der vor Jakob geschossen und ebenfalls jede Menge Gelächter von den Umstehenden geerntet hatte.

Bastian nickte. »Die Prüfung ist auch noch nicht zu Ende. Alleine körperliche Geschicklichkeit genügt nicht, um in die Dienste der Stadtwache aufgenommen zu werden.« Bastian hielt kurz inne und warf einen vielsagenden Blick in die Runde. »Ihr erhaltet jetzt eine Rechenaufgabe von mir. Nur wer mir am Ende sagen kann, wie viele Zolleinnahmen der Stadt Zons zustehen, erhält einen Punkt.«

Die Männer der Stadtwache trennten die Kandidaten so voneinander, dass sie sich nicht mehr besprechen konnten. Dann trug Bastian Mühlenberg die Aufgabe vor. Jakob, dessen Herz immer noch wie verrückt gegen den Brustkorb schlug, hörte aufmerksam zu. Mit Mathematik kannte er sich aus. Sein Vater führte die Bücher über die Zolleinnahmen von

Zons und Jakob hatte sich bereits als kleiner Junge für die Zahlen interessiert, die sein Vater aufs Pergament kritzelte. Schon bald hatte er festgestellt, dass die Welt der Zahlen viele Gemeinsamkeiten mit der Welt der Musik hatte. Die Aufgabe war für ihn leicht zu lösen.

Die Zolleinnahmen dreier Schiffe mussten addiert werden und anschließend waren die Zehnten der Güter, die von Zonser Bürgern stammten, wieder abzuziehen. Zons selbst genoss das Zollprivileg, wonach alle Waren, die ein Schiff in Zons rheinaufwärts oder rheinabwärts ein- oder auslud, zollfrei waren. Wer sich mit diesen Gepflogenheiten nicht auskannte, hatte es allerdings schwer mit der Aufgabe.

Neben Jakob waren noch acht weitere Anwärtler anwesend, aber nur drei Männer konnten dieses Jahr in die Stadtwache aufgenommen werden. Jakob betrachtete seine Gegner. Ihm gegenüber stand der Sohn des Schmiedes. Er war muskulös gebaut und sicherlich geschickt im Umgang mit Waffen, aber seine Augen sahen stumpf aus und Jakob war sich fast sicher, dass er die Aufgabe nicht werde lösen können. Rechts von ihm dachten drei Burschen angestrengt nach. Wenn Jakob sich richtig erinnerte, waren es die Söhne von Wirtsleuten, die sich recht zahlreich in Zons niedergelassen hatten. Ihre Nasen waren allesamt auffallend rot, was für einen übermäßigen Genuss von Met und Wein sprach. Auch sie würden wahrscheinlich Schwierigkeiten mit der Lösung der Aufgabe haben. Hinter Jakob stand der Sohn eines bekannten Zonser Kaufmanns. Dieser würde die Aufgabe

vermutlich lösen können. Die drei anderen Kandidaten waren Jakob unbekannt.

Nach ein paar Minuten rief Bastian Mühlenberg die Anwärter einzeln zu sich und befragte sie nach ihrem Ergebnis. Jakob platzte aufgeregt mit seiner Lösung heraus und hoffte, dass Bastian ihm sofort eine Antwort geben würde. Doch dieser nickte nur bedächtig und rief den nächsten Kandidaten auf.

Nervös wippte Jakob mit den Füßen. Wann nur würde Mühlenberg die Namen der neuen Mitglieder der Stadtwache preisgeben? In der Runde breitete sich ein angestrenktes Schweigen aus. Nur die Vögel, die die Frühlingssonne hoch oben über ihnen in den Ästen der hohen Eichen genossen, zwitscherten vergnügt. Gerade als die Stille ein unerträgliches Ausmaß annahm, hörte Jakob das Donnern von Pferdehufen, die sich mit schnellem Tempo näherten. Bastian Mühlenberg, der gerade den letzten Anwärter befragte, hielt inne und wandte den Kopf in die Richtung, aus der die Geräusche kamen.

Ein Reiter der Stadtwache preschte halb in den Steigbügeln stehend heran. Als er der Gruppe gewahr wurde, zügelte er sein Tempo. Schweiß rann über seine Schläfen, die Augen waren weit aufgerissen. Er suchte Bastians Blick. Offensichtlich hatte er eine wichtige Nachricht zu überbringen. Der Mann sprang vom Pferd und stolperte hastig auf Bastian zu.

»Was ist geschehen?«, fragte dieser, noch bevor der Mann seine Nachricht vorbringen konnte.

Atemlos stieß der Reiter die Worte hervor, die die raunende Menge auf der Stelle verstummen ließen.

»Wir haben in der Kirche eine Tote gefunden.« Der Mann holte Luft und bekreuzigte sich. »Der Herr sei uns gnädig. Es ist eine der Novizinnen.«

II

Kriminalkommissar Oliver Bergmann ließ den Hörer auf die Gabel fallen. Das hatte ihm gerade noch gefehlt. Sein Blick blieb an der Uhr hängen. Es war jetzt genau 17 Uhr. In zwei Stunden war er mit seiner Freundin Emily verabredet. Er seufzte. Das würde verdammt knapp werden. Der Polizeibeamte, den er eben in der Leitung hatte, hatte ihm einen Leichenfund in Zons gemeldet.

Eine Frau lag tot, mit mehreren Messerstichen übersät, in ihrer Wohnung. Ein Nachbar, der einen Haustürschlüssel besaß und regelmäßig nach dem Rechten schaute, hatte die Tote entdeckt und sofort den Notruf gewählt. Mehr Details waren bisher nicht bekannt.

Oliver erhob sich widerwillig von seinem Stuhl und griff nach dem Handy. Dann verließ er das Büro in Richtung der Kaffeeküche, wo er seinen Partner Klaus vermutete. Auf dem Weg tippte er, ohne auf seine Schritte zu achten, eine SMS an Emily. Er kannte ihr italienisches Temperament nur zu gut und wusste, dass sie ihm eine Riesenszene machen würde, wenn er ihr erst kurz vor ihrer Verabredung Bescheid gab. Er liebte ihre Leidenschaft. Sie war die erste Frau in seinem

Leben, die ihn vollkommen in ihren Bann zog. Alleine der Gedanke an ihre nussbraunen Augen und ihren schlanken, wohlgeformten Körper ließ seinen Mund vor Begierde trocken werden.

Aus der Kaffeeküche drang Gelächter. Oliver schob die Tür auf und entdeckte Klaus, der gerade mit einer hübschen neuen Kollegin schäkerte. Klaus war seit einiger Zeit Single. Seine Lebensgefährtin hatte ihn in die Wüste geschickt, als herauskam, dass er sich regelmäßig mit einer Prostituierten getroffen hatte.

Oliver konnte diesen Umstand bis heute nicht begreifen. Um nichts in der Welt würde es ihn in dieses Milieu ziehen. Für ihn gab es nur eine einzige Frau auf dem Planeten, die er ganz für sich haben wollte: Emily. Mit keiner anderen wollte er sein Leben verbringen. Das war ihm im Grunde von Anfang an klar gewesen. Es hatte ihn zunächst selbst verwundert. Oliver war nie ein Kind von Traurigkeit gewesen und hatte schon immer gute Karten beim anderen Geschlecht gehabt. Er war groß und muskulös gebaut, hatte stahlblaue Augen und ein markantes Gesicht. Sein volles schwarzes Haar rundete seine attraktive Erscheinung ab. Eine Zeit lang hatte er die Frauen reihenweise gewechselt, doch seit dem Tag, an dem er Emily begegnet war, hatte sich alles schlagartig verändert. Damals war sie noch Studentin gewesen und Oliver hatte sich Hals über Kopf in sie verliebt.

»Klaus, wir müssen los. Es kam gerade ein Notruf rein. In Zons wurde eine Frauenleiche gefunden.«

Klaus reagierte ähnlich wie Oliver. Er seufzte, den Blick starr auf die Uhr über der Kaffeemaschine gerichtet.

»Warum muss so etwas eigentlich wieder kurz vor Feierabend passieren?«, fragte er missmutig. Er warf seiner Kollegin einen enttäuschten Blick zu und folgte Oliver mit niedergeschlagenem Gesichtsausdruck.

»Sie scheint dich zu mögen.« Oliver warf sich gegen eine schwere Feuerschutztür, die quietschend den Weg in die Tiefgarage freigab.

»Wen meinst du?«, fragte Klaus, der immer noch miesepetrig dreinblickte.

»Na, die Neue.« Oliver gab Klaus einen Schubs. »Du weißt doch genau, von wem ich rede.«

Eine leichte Röte zog über Klaus' Gesicht. »Carina ist in der Tat sehr nett«, antwortete Klaus zögerlich.

Oliver kramte seinen Autoschlüssel aus der Tasche und drückte einen Knopf. Das Blinklicht im hinteren Teil der Garage zeigte ihm, wo er den Dienstwagen am frühen Morgen geparkt hatte. Mit wenigen, schnellen Schritten erreichten sie den Wagen und stiegen ein. Oliver startete den Motor.

»Es wäre doch schön, wenn du endlich wieder eine Beziehung hättest, oder?« Im Augenwinkel bemerkte Oliver Klaus' zögerliches Nicken.

»Was stimmt denn mit Carina nicht?« Oliver konnte sich Klaus' Reaktion nicht erklären. Er war sich ziemlich sicher, dass Klaus an dieser neuen Kollegin interessiert war und das helle Kichern, das er gerade eben von ihr in der Kaffeeküche vernommen hatte, schien ein ähnliches Interesse

auszudrücken. Als Klaus nicht antwortete, schwieg Oliver und gab ihm Zeit.

Nach einer Weile erwiderte Klaus trocken: »Sie hat einen Freund.«

»Oh«. Mehr brachte Oliver bei dieser Nachricht nicht heraus. Damit hatte er nicht gerechnet. Er beschloss, das Thema vorerst lieber nicht mehr anzusprechen und drehte das Radio auf. Den Rest der Fahrt schwiegen sie.

Als sie in der Innenstadt von Zons ankamen, verriet ein neongelbes Absperrband Oliver schon von Weitem den Tatort. Er erkannte außerdem das Auto von Ingrid Scholten, der Leiterin der Spurensicherung, die direkt vor dem Haus in der Schloßstraße geparkt hatte. Sie war offensichtlich erst kurz zuvor eingetroffen.

Oliver entdeckte sie vor dem Hauseingang neben einem der Streifenpolizisten, der wild gestikulierte. Der Mann wirkte regelrecht aufgelöst. Oliver stoppte neben Scholtens Wagen und sprang hinaus, dicht gefolgt von Klaus. Ingrid Scholten sah wie immer perfekt gestylt aus. Den langen Arbeitstag, den sie bereits hinter sich haben musste, sah man ihr trotz ihres Alters keinesfalls an. Ihre Haare waren makellos frisiert, ihr Blick hing fest an den Augen des Polizisten und ihre aufrechte Körperhaltung signalisierte Erfahrung und Stärke. Im Rhein-Kreis Neuss war Ingrid Scholten die unbestrittene Eminenz der Spurensicherung, die sich seit über zwanzig Jahren mit Hingabe dieser Aufgabe widmete und der bisher kaum ein Hinweis entgangen war. Oliver schätzte die

Zusammenarbeit mit ihr sehr. Für ihn war Ingrid Scholten im Laufe der Zeit zu einer Freundin geworden.

»Bergmann, da sind Sie ja endlich.« Scholtens Augen blitzten, als Oliver näher trat und grüßte.

»Ich wollte nicht ohne Sie hinaufgehen. Die Frau wurde sehr brutal erstochen und wir sollten den Tatort erst einmal auf uns wirken lassen.«

Oliver nickte. Scholten hatte recht. Jeder Mord hinterließ eine ganz eigene Atmosphäre am Ort des Verbrechens. Manchmal war es fast so, als wäre der Geist des Opfers immer noch anwesend und würde fortwährend die Qualen seines Dahinscheidens erleiden. Oliver glaubte bei weitem nicht an Esoterik. Für ihn zählten Fakten und Beweise, aber ein unberührter Tatort verschaffte ihm die Möglichkeit, sich in die Tat hineinzusetzen und das Grauen unverstellt in sich aufzunehmen. Oft waren es genau diese ersten Momente, die unbewusst das Denken in eine bestimmte Richtung lenkten, die sich später als richtig herausstellte.

»Ist Ihr Kollege oben?«, fragte Oliver den Polizisten, der nach wie vor kreidebleich neben ihnen stand.

Der Mann nickte kaum merklich. »Die Frau ist schlimm zugerichtet. Alles ist voller Blut. Wir sind nicht in das Zimmer reingegangen, sondern haben nur von der Tür aus hineingeschaut. Mein Partner sitzt mit dem Nachbarn, der die Leiche entdeckt hat, in der Küche.«

Oliver bemerkte, dass die Stimme des Polizisten zitterte. Er wirkte noch sehr jung. Wahrscheinlich war er noch nicht lange im Polizeidienst. Im rechten Mundwinkel klebte etwas,

das wie der Rest von Erbrochenem aussah. Oliver starrte darauf, und wie zur Bestätigung hob der Mann die Hand und wischte sich mit einem zerknitterten Taschentuch über den Mund.

»Tut mir leid«, murmelte er. »Ich habe so etwas noch nie gesehen.«

Oliver erwiderte nichts und klopfte ihm stattdessen auf die Schulter. Dann kramte er seine Gummihandschuhe hervor und schlüpfte in Überschuhe aus weißem Plastik. Das Haus war relativ groß. Das Appartement des Opfers erstreckte sich über zwei Etagen. Vermutlich befand sich die Küche im Erdgeschoss, während die Leiche im Schlafzimmer in der oberen Etage lag. Oliver stieß die Tür auf und ließ Ingrid Scholten den Vortritt. Sein Partner Klaus betrat als Letzter das Haus.

Zunächst hielten sie sich rechts. Aus einer Ecke schimmerte bläuliches Licht, scheinbar von der Küchenlampe. Es war beinahe totenstill. Nur das Ticken einer großen Uhr an der Wand unterbrach die Ruhe, die sich trügerisch friedlich über das Haus gelegt hatte. Der andere Polizeibeamte, ein Mann Mitte fünfzig, saß schweigend mit dem Nachbarn des Opfers am Küchentisch. Als Ingrid Scholten die Küche betrat, hoben sie stumm die Köpfe. Beide Männer wirkten blass. Der Schock stand ihnen deutlich ins Gesicht geschrieben.

Oliver beendete das Schweigen. »Wo haben Sie die Tote gefunden?«

Der Nachbar, ein Mann der weit über sechzig Jahre alt sein musste, trug einen zerzausten Schnurrbart und einen dicken Bauch vor sich her. Er hob die Hand und deutete mit dem Zeigefinger nach oben.

»Sie liegt im Schlafzimmer, direkt über uns.«

Hier endet die Leseprobe.

Wie geht es weiter?

Das vollständige Taschenbuch finden Sie im Shop von Catherine Shepherd.

Taschenbuch im Shop ansehen